



Der (z)weite Blick weiter sehen, weil Gott uns sieht

Bericht der Landesbischöfin
bei der Frühjahrstagung der
Landessynode im April 2023

www.ekiba.de



EVANGELISCHE
LANDESKIRCHE
IN BADEN

Der (z)weite Blick weiter sehen, weil Gott uns sieht

2

Sehr geehrter Herr Präsident, hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder,

ich freue mich, Ihnen und Euch heute meinen zweiten Bericht zur Lage als Landesbischöfin zu geben – und nach gut einem Jahr im Amt das mit Ihnen zu teilen, was manchmal schon auf den ersten Blick, meist vor allem auf den zweiten Blick zu sehen war und wohin es sich auch zukünftig zu sehen lohnt.

Wer sich jetzt angesichts des Titelbilds anfängt Sorgen zu machen, ob hier nun der finale Abgesang auf unsere Kirche kommt, den kann ich beruhigen. Nichts hat sich an meiner Haltung geändert, die sagt: wir haben allen Grund, gelassen, mit geschärftem Blick und mit leichten Füßen in die Zukunft zu gehen – weil das Beste noch vor uns liegt, ob wir es glauben oder nicht.

Über dieser Woche steht mit dem Predigttext von gestern die Ermutigung zu Vorbildern. Und die Frage, wie das geht und was das ist – die Herde Gottes zu weiden (1Petr 5,1-4).

„Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist, und achtet auf sie“ – so heißt es im 1. Petrusbrief – „Weidet sie freiwillig, von Herzensgrund, nicht als solche, die über die Gemeinden herrschen, sondern als Vorbilder der Herde.“

Wer ein Vorbild ist oder wurde, entscheidet sich immer erst im Nachhinein. Unsere Frühjahrstagung findet jedoch an Tagen statt, an denen wir großen Geistern und ihren Spuren für unsere Kirche zu gedenken haben. Nicht um sie auf den Sockel zu heben, sondern um uns inspirieren zu lassen.

Gestern war der 100. Todestag von Luise von Baden. Das haben wir schon gehört – auch über die eindrücklichen Spuren, die sie in Baden und damit auch in unserer Kirche hinterlassen hat. Herzlichen Dank auch von meiner Seite an Jeff Klotz für den Impuls zum Gedenken an diese auch für unsere Landeskirche so bedeutende Frau heute morgen.

Genau heute feiert außerdem Gerd Theißen seinen 80. Geburtstag. Jener Heidelberger Professor für Neues Testament, von dem ich sicher nicht als einzige hier im Raum schon als Schülerin den Roman „Der Schatten des Galiläers“ las. Im letzten Jahr hat er ein Buch mit dem schönen Titel „Kirchenträume“ veröffentlicht. Es wird hier und da vorkommen in meinem Bericht.¹

Und schließlich jährt sich am kommenden Donnerstag der Todestag von Dorothee Sölle zum 20. Mal. Sie hat nie an einer deutschen Universität einen Lehrstuhl bekommen und ist doch eine Lehrerin unserer Kirche geworden. Sie gehört zu denen, die nimmermüde der Kirche ins Stammbuch geschrieben hat, dass sie nur dann ist, was sie sein soll, wenn sie sich ausrichten und bewegen lässt vom Reich Gottes und von der Befreiungsgeschichte Gottes mit seinem Volk. Sie sagt:

„Das Kriterium für das, was Kirche ist, bleibt das Reich Gottes; aus seiner Verkündigung entsteht Kirche, und auf es hin organisiert sie sich. Die Anteilhabe an der historischen Befreiung des Volkes Gottes durch Gott ist und bleibt Kriterium, mittels dessen wir Kirche von einem bloßen Machtapparat unterscheiden können.“²

Nicht um Institution und Machtapparat geht es, sondern um satte Weiden für die Herde Gottes, um durchlässige Zäune – oder noch besser: eingerisene Zäune – um den Mut, auch mal auf Nachbars Weide zu grasen und neue Pflänzchen auszusäen.

Für die Kraft der Unterscheidung braucht es den Mut zum zweiten Blick. Gehen wir's an.

1 G. Theißen, Kirchenträume. Kirche in urchristlicher Zeit und Gegenwart. Beiträge zu einer polyphonen Bibelhermeneutik Band 3, Münster 2020

2 D. Sölle, Gott denken. Einführung in die Theologie, Stuttgart 1990, 180.

1. Den zweiten Blick wagen - und weiter sehen



Von einstmals zwölf Kirchen in Visby auf der schwedischen Ostseeinsel Gotland sind zehn noch als Ruine erhalten. Eine davon ist hier zu sehen - St. Nicolai. Sie ist die größte und wurde wie die anderen Kirchen der Stadt auch 1525 beschädigt und später zerstört, als die Stadt durch Lübeck angegriffen wurde.

Vorher, seit 1220 war sie die Kirche der Dominikaner, war mehrfach umgebaut worden, immer wieder angepasst an die Notwendigkeiten der Zeit. Aber seit den Umwälzungen, die die Reformation mit sich brachte, wurde sie nie wieder aufgebaut.

Die Ruine von St. Nicolai hat ihre eigene Schönheit. Auch nach 500 Jahren steht noch jede Menge des alten Gemäuers, bietet inzwischen im Sommer Raum für Konzerte und ist - wie hier auf dem Bild zu sehen ist - auch im Frühjahr herrlich beleuchtet.

Ihr Dach ist der Himmel und wer durch die Fenster sieht, sieht immer und unweigerlich ein Stück vom Himmel, egal von welcher Seite.

Noch entscheidender aber ist die Botschaft, die von so einer Ruine, von so einem Fragment ausgeht: es ist die Schönheit und der Charme des Nicht-Vollkommenen.

So wie sie hier zu sehen ist, weist sie über sich hinaus. Ich ahne das prächtige Gewölbe, ich erahne die herrlichen Fenster, ich stelle mir vor, mit welchen Tönen in der durchdachten Akustik die Gebete in den Himmel gestiegen sind.

Und genau so wird dieses Bild dann für mich zum Sinnbild für unsere Kirche. Egal in welchem Zustand die Gemäuer und die Strukturen sind, egal in welcher Perfektion Planungs- und Prozessformulare ausgefüllt sind – oder eben nicht – es bleibt immer etwas offen, ja, das Entscheidende bleibt offen.

Wir werden die Kirche hier nie und nimmer vollenden. Und wir müssen es nicht. Die Kirche weist über sich hinaus – so wie die verbliebenen Gemäuer von St. Nicolai das Ganze nur erahnen lassen.

Die Romantik hat das sehr genau gewusst – deswegen steht das Heidelberger Schloss als vielgeliebte Ruine, die jährlich (vom Corona-Knick mal abgesehen) von mehr als einer Million Menschen besucht wird.

Was wir hier wissen und bauen, was wir beschließen und planen, was wir reden und predigen – es ist und es bleibt Stückwerk, das über sich hinausweist und auf seine Vollendung und Vervollkommnung noch wartet. Davon singt schon Paulus im 1. Korintherbrief sein Lied (1 Kor 13,9).

Beim Gang entlang der Kirchenruinen auf Gotland ist mir das deutlich geworden: diese eigene Schönheit und Verheißungskraft der Kirche, die darin liegt, das noch etwas offen ist.

Darum geht es auch bei unseren Wegen in die Zukunft unserer Landeskirche: nicht dass wir den

4 Niedergang inszenieren und das einfach abbrechen und abreißen, was da ist.

Sondern dass wir darauf sehen, was noch werden kann. Was völlig neu entstehen kann und muss. Und wo wir gefangen sind in Mechanismen und Strukturen, die den Blick zum Himmel verstellen – oder zumindest den Blick in die Weite der Gesellschaft, in die wir gesandt sind.

Die biblischen Texte lehren uns „Erinnerung in Zukunftsträume zu verwandeln.“, schreibt Gerd Theißen. Und weiter: „Die Befreiung aus Sklaverei durch den Exodus wurde in ihr zur Erwartung eines neuen Exodus, die Erinnerung an König David zur Sehnsucht nach dem Messias, das Gedenken an den Alten Bund zur Hoffnung auf einen ‚Neuen Bund‘.“³

Wir brauchen auch für unseren Weg der Kirche in die Zukunft den Mut zum zweiten Blick.

Es ist der Blick, zu dem Jesus jenen Menschen herausfordert, der ihn fragt, was er tun muss, um das ewige Leben zu erlangen (Mk 10,17-22). Er hat schon jede Menge vorzuweisen, kennt sich aus in Sachen der Religion und ist religiös musikalisch.

Von seiner Leidenschaft in Glaubensdingen – und ich vermute auch von dem ringenden Fragen des Menschen – lässt Jesus sich anrühren, gewinnt diesen Menschen lieb und sagt ihm am Ende: „Trenne dich von allem, was du hast. Verkaufe es, gib es den Armen – dann wirst du einen Schatz im Himmel haben. Und folge mir nach“ (Mk 10,21). Da ist es mit der Vollmundigkeit des Menschen vorbei und er geht traurig weg. Der zweite Blick ist auch eine Zumutung. Das Entscheidende sagt Jesus danach: Es mag bei den Menschen unmöglich sein, aber bei Gott sind alle Dinge möglich.

Schauen wir nur hin. Nochmal, ein zweites Mal.

2. Ein Jahr im bischöflichen Amt: hinsehen, hingehen, hinhören

Wer neu anfängt, sieht viel, fragt noch viel mehr und muss oft mehr als ein zweites Mal hinsehen. Das ist auch als Landesbischofin nicht anders. Ich hatte mir vorgenommen, alle Dekanate bis zur Sommerpause im letzten Jahr zu besuchen – und von einer Ausnahme abgesehen ist das auch geglückt. Das war eine intensive Tour de Baden, bei der ich mit allen Dekaninnen und Dekanen, mit vielen Schuldekaninnen und Schuldekanen, Vorsitzenden von Bezirkssynoden und Dekansstellvertretungen ins Gespräch kam. Die Herausforderungen gerade in diesem Jahr liegen auf dem Tisch, die oft angespannte Personalsituation macht es nicht einfacher und es bewegt mich sehr und besorgt mich mitunter auch, unter welchem hohem Druck sowohl die Hauptamtlichen als auch Sie als verantwortliche Ehrenamtliche stehen. Ich habe viel Zupacken und Gestaltungswillen erlebt, viel Kreativität und Kommunikation mit den Partnern im Sozialraum, aber ich höre und lese in nicht wenigen Briefen, die mich erreichen auch Frust – manchmal Ärger über das große Ganze von Tempolimit bis Krieg und Frieden, manchmal sehr konkrete Enttäuschung über Entscheidungen vor Ort.

Immer wieder steht auch der EOK in der Gefahr, sich vor lauter institutioneller Komplexität so abzuschotten, dass engagierte Ehrenamtliche sich als Bittsteller fühlen vor lauter organisationaler Bedenkenskultur, dass Menschen aus anderen Lebens- und Arbeitswelten als der kirchlichen Behördenwelt sich kopfschüttelnd abwenden und dass dann das eine Schreiben oder die eine E-Mail, die – unter dem Druck der Arbeitsberge auch in der Blumenstraße – missverständlich verfasst ist, zum Eklat führt. Oft habe ich mich im zurückliegenden Jahr gefragt, wie uns das gelingen kann, dass es uns nicht aus der Kurve trägt. Dass wir nicht neben allem, was uns die verschiedenen Prozesse, die wir alle zu stemmen haben, auch noch das aufmerksame, ehrliche und offene Miteinander verlieren.

3 G. Theißen, Kirchenträume, 15.

Wirklich im Gespräch bleiben. Auch hier ein zweites Mal hinschauen und nicht die E-Mail als Störfall zur Seite wischen, problematischen Entwicklungen nachgehen und nachjustieren und das Vertrauen ineinander nicht verlieren – auch das sehe ich als große Herausforderung in unseren internen Abläufen. Wir sind es ja selbst, die es gestalten und in der Hand haben.

Das Vertrauen und die Erwartungen, die Menschen aus den verschiedenen Bereichen der Öffentlichkeit in uns als Landeskirche setzen, sind unverändert hoch.

Die politisch Verantwortlichen aller demokratischen Parteien des Landtags pflegen den engen Austausch über unseren Beauftragten beim Landtag mit den Referatsleitungen und mit der Landesbischöfin.

Beim Flüchtlingsgipfel des Ministerpräsidenten im Dezember waren selbstverständlich auch die Kirchen vertreten und die Landesbischöfin hatte das letzte von 19 Statements, das aufmerksam gehört wurde.

Wir sind als Kirche und als Diakonie gefragt als Partner in zivilgesellschaftlichen Prozessen – bei der Unterbringung der Geflüchteten und bei deren Unterstützung für eine gelingende Integration, beim Bereitstellen von warmen Räumen (#wärmewinter), bei den Anstrengungen um umfassende Persönlichkeitsbildung und Werteerziehung.

Zeit für Austausch und Stärkung, geistlich-theologische Orientierung und Gespräch, das neben zweiten Blicken auch zweite Gedanken ermöglicht, ist mir wichtig – bei der Begleitung von jungen Pfarrerinnen und Pfarrern auf dem Weg hin zur Ordination, bei der Begegnung mit Studierenden, bei Oasentagen für Dekaninnen und Dekane, aber auch bei der Visitation von Kirchenbezirken.

Eine der am häufigsten gestellten Fragen in Interviews im letzten Jahr war die Frage, wie es denn so ist, als erste Frau im bischöflichen Amt in Baden.

Wie so oft braucht es auch hier den Blick von außen, um zu ermessen, dass die Selbstverständlichkeit, mit der ich hier in Baden Pfarrerin und Landesbischöfin sein kann, alles andere als selbstverständlich ist. Im Januar konnte ich – gemeinsam mit Oberkirchenrat Wolfgang Schmidt – und 120 Geistlichen aus aller Welt die erste Frau im Pfarramt in der evangelisch-lutherischen Kirche Jordaniens und des Heiligen Landes in Jerusalem mit ordinieren. Da wurde für mich die Freundschaft, die wir als badische Landeskirche mit den Christen in aller Welt haben greifbar – aber auch die große Verantwortung, die wir füreinander haben, auch jenseits des glamourösen Ereignisses.

Noch einer dieser zweiten Blicke der Neuen: mich wundert mitunter die Macht der badischen Angst davor, eine Bischofskirche zu sein oder zu werden, die mir hier und da begegnet.

Das Miteinander unserer vier Leitungsorgane, vor allem auch das Miteinander mit dem Präsidenten und dem Präsidium der Landessynode ist für mich Elixier der badischen Kirchenleitung und ist von großem Vertrauen und engem Miteinander bei gleichzeitigem hohen Respekt für die jeweilige Eigenständigkeit charakterisiert. Es findet seinen fruchtbaren Ausdruck in einem starken Landeskirchenrat, der gerade im Miteinander von Kollegium und Landessynode ein besonderes Potential hat. Und doch leistet sich die badische Landeskirche – wie alle anderen Landeskirchen der EKD auch – mit dem Bischofsamt eine öffentliche Stimme, die sichtbar und hörbar für das steht und das zur Sprache bringt, was in komplexen Prozessen kollegial erarbeitet und entschieden wurde. Es ist kein ausschließlich kirchliches Phänomen, dass die Fokussierung auf konkrete Gesichter und konkrete Stimmen eher steigt als sinkt. Das ist eine wesentliche – wenn auch nicht ausschließliche – Aufgabe der Landesbischöfin. Und es liegt in der Natur dieses geistlichen Leitungsamtes, dass es allein mit dem Wort Orientierung geben kann und gibt.

3. Eins sein - auch in Spannungen. Karlsruhe 2022 und 50 Jahre Leuenberger Konkordie 2023

Es war eine eigene Magie des Himmels, die bei der 11. Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Karlsruhe Anfang September 2022 zu erleben war.

Zu Beginn der Vollversammlung am 31. August versammelten sich erstmals die Vertreterinnen und Vertreter von 352 Kirchen aus der ganzen Welt unter dem „Magic Sky“, einem riesigen runden Zelt-dach, unter dem täglich mitreißende und inspirierende Andachten und Gebete gefeiert wurden.

In der Vielfalt der Sprachen, der Gewänder und der Töne war zu spüren: die Liebe Christi eint die Welt und die Christenheit in ihrer ökumenischen Vielfalt.

Beim gemeinsamen Beten und Singen und der Ausrichtung auf Christus war die Einheit spürbar und erlebbar, um die in den Diskussionen und in der Erarbeitung von Stellungnahmen gerungen wurde. Mich hat das täglich aufs Neue bewegt. Dass Christinnen aus Nigeria und Christen aus Palästina, aus der Schweiz und aus Schweden, aus Deutschland und Frankreich, ja sogar aus Russland und aus der Ukraine miteinander singen und beten konnten, war in jenen Septembertagen Ausdruck einer Verbundenheit, die größer ist als unsere Uneinigkeit und Zerrissenheit.

Nicht erst im Vorfeld der 11. Vollversammlung lagen ja auch die Spannungen und ethischen Herausforderungen besonders klar und laut auf dem Tisch. In den sechs Monaten, die zwischen der Vollversammlung in Karlsruhe und dem Angriff Russlands auf die Ukraine lagen, hat sich der Bezug zur versöhnlichen Kraft der Liebe Christi mit Blick auf die Weltlage als besonders herausfordernd gezeigt. Nicht nur innerhalb der deutschen öffentlichen Debatten war es umstritten, dass neben einer Delegation mit Vertreterinnen und Vertretern ver-

schiedener Kirchen in der Ukraine auch eine Delegation der russisch-orthodoxen Kirche anwesend war. Es war insbesondere der seinerzeit amtierende Generalsekretär Ioan Sauca, der immer wieder daran erinnerte, dass sich der Ökumenische Rat der Kirchen dadurch auszeichnet, dass er der Maxime folgt „alle an einen Tisch“. Und dass es genau diese Gemeinschaft an dem einen Tisch Christi ist, der kontroverse Debatten ermöglicht und nötig macht.

In der Botschaft der 11. Vollversammlung wird die Verbindung zwischen der Versöhnungsbotschaft und ethischen-moralischen Fragen formuliert: „Versöhnung bringt uns näher zu Gott und näher zueinander, und sie eröffnet uns einen Weg hin zu einer in der Liebe Gottes begründeten Einheit. Als christliche Gläubige sind wir aufgerufen, in der Liebe Christi zu verweilen und eins zu sein (Johannes 17,21). Eine solche Einheit, die ein Geschenk Gottes ist und die aus Versöhnung entsteht und in seiner Liebe verankert ist, rüstet uns zu, die dringenden Probleme in der Welt anzugehen. Wir werden die Kraft finden, aus einer Einheit heraus zu handeln, die in der Liebe Christi verankert ist, denn sie rüstet uns zu, zu lernen, was zum Frieden dient, Spaltung in Versöhnung zu verwandeln und uns für die Heilung des gesamten lebendigen Planeten einzusetzen. Die Liebe Christi erhält uns alle in der Aufgabe, einander anzunehmen und Ausgrenzung zu überwinden.“⁴

Gerade die ökumenische Weite und die damit verbundenen Spannungslagen in ethischen Fragen machen deutlich: Einigkeit lässt sich allenfalls im Blick auf das gemeinsame Fundament festhalten. Das hat schon die Leuenberger Konkordie vor 50 Jahren festgehalten. Und es ist jetzt im Blick auf die globalen Herausforderungen, mit denen der Ökumenische Rat der Kirchen zu tun hat, umso deutlicher. Dabei wird nicht nur die Spannung zwischen den

⁴ Ein Aufruf zum gemeinsamen Handeln. Botschaft der 11. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, in: epd Dokumentation 47/2022, 4-6, 5.

ethischen und moralischen Positionierungen deutlich sichtbar, sondern auch, dass es um einen Lernweg, um ethisches Ringen in der wahrheits- und gewissenheitssuchenden ökumenischen Gemeinschaft geht, dass mithin die ins Werksetzung eines als moralisch richtig erkannten Weges letztlich immer auch Sache Gottes bleibt.

Diese Grunderkenntnis aus dem ökumenischen Ringen um gemeinsame Positionen in ethischen Fragen hat durchaus auch seinen Wahrheitsgehalt für das Ringen um ethische Positionierungen seitens der Landessynode.

Das, was sowohl in ökumenischer Hinsicht als auch im Blick auf unsere Landeskirche Einheit und Gemeinschaft schafft ist „die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens“, wie es im 4. Kapitel des Epheser-Briefes heißt. Das, was die Einheit schafft, liegt außerhalb unserer selbst, ist vorgegeben und geschenkt: „ein Leib und ein Geist, ... berufen zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der ist über allen und durch alle und in allen.“ (Eph 4,3-5). Dadurch wird der Schmerz über Kontroversen in ethischen Fragen nicht etwa kleiner, sondern größer. Deswegen werden auch die Debatten nicht lauer, sondern lauter. Aber die Rückbesinnung auf das, was uns trägt und eint, bildet auch den Ausgangspunkt für einen eigenen zweiten Blick: den Blick dafür und darauf, wo die Kontroversen in ethischen Fragen unüberwindlich sind und wo sie dann doch nur relative Bedeutung haben.

Im Kontext des Ökumenischen Rats der Kirchen schärft der realistische Blick auf die Spannung, die zwischen der Beurteilung konkreter ethischer Fragen und der gemeinsamen Verpflichtung steht den Blick darauf, dass es nicht um ein statisches Verständnis gehen kann, das sich in der Deklaration von Erklärungen ausdrückt.

Vielmehr brauchen die zentralen ethischen Leitvisionen – Gerechtigkeit, Frieden, Versöhnung – den gemeinsamen Weg für theologische und ethische

Reflexion und kirchliche Aushandlungsprozesse. Das bildet die Basis für den Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens, der in Karlsruhe zu einem Pilgerweg der Gerechtigkeit, der Versöhnung und der Einheit erweitert worden ist. Dieser Logik ist unsere Landessynode schon vor der Vollversammlung mit dem Beschluss eines Dialogwegs Israel-Palästina gefolgt.

Die Kraft der Unterscheidung braucht es auch in anderen ethischen Fragestellungen. Es braucht den zweiten Blick für eine Antwort auf die Frage: wozu braucht es eine vernehmbare Position von uns als Landeskirche und als Landessynode?

Hier erinnere ich nochmals an das, was ich im Herbst im Kontext der Friedensfrage gesagt habe – und was sich meines Erachtens auch auf andere polarisierte Debattenlagen übertragen lässt:

Wir brauchen den Mut für eine neue Kultur der Ratlosigkeit. Sie steht einer verletzlichen Kirche und Gesellschaft gut zu Gesicht, weil damit neue Zwischenräume für einen realistischen Blick auf die Komplexität der Lage entstehen.

Es geht nicht darum, schulterzuckend zu schweigen. Nicht zu den Fragen von Krieg und Frieden. Nicht zu den Fragen einer adäquaten Sexualmoral. Nicht zu den Fragen einer zukunftsorientierten und nachhaltigen Klimapolitik.

Aber eine theologisch begründete Kultur der Ratlosigkeit öffnet den Blick dafür, dass politische Entscheidungen unter dem konkreten Handlungsdruck immer auch Entscheidungen bleiben, die nicht frei von Schuld sind.

In den Gesprächen in der weltweiten Ökumene und in der kritischen Auseinandersetzung mit Kolonialismus und Ideologisierung jeder Couleur haben wir gelernt, dass der eigene theologische, kirchliche und persönliche Standpunkt sich einem Kontext verdankt und damit notwendig begrenzt ist.

Die Wahrheit - auch das, was moralisch richtig ist, liegt nicht einfach auf der Hand. Wir entdecken sie, wir suchen nach ihr und ringen um sie, aber sie ist immer größer als wir selbst.

Die konkreten Herausforderungen angesichts des Krieges in der Ukraine und die Spannung zwischen der Hilfe für die von Gewalt Bedrohten und Betroffenen und dem Festhalten an der Kraft gewaltloser Konfliktlösungen und die damit verbundenen Dilemmata lassen sich nicht schwarz-weiß auflösen. Das wird umso deutlicher, je länger und je aussichtsloser dieser Krieg geführt wird.

Deswegen geht es auch um den Mut, zu dieser Unauflöslichkeit zu stehen, der Ratlosigkeit Raum und Worte zu geben, Gottes Bewegung in die Welt wahr- und aufzunehmen und dann nach Kräften das Friedensdienliche zu tun. Nach Kräften den Menschen beizustehen, die in prekären Verhältnissen leben und arbeiten.

Wir haben es mit unterschiedlichen Gewaltkonstellationen zu tun, die wir als Kirche in den Blick nehmen müssen. Wir stehen an der Seite von Opfern von Gewalt. In all dem ist es die Aufgabe der Kirche, am Überschuss der Hoffnung festzuhalten und diesen Ton in die gesellschaftlichen Debatten hineinzubringen. Es geht darum, realistisch, differenziert und nüchtern hinzusehen, wo himmel-schreiende Gewalt geschieht, und realistisch zu sehen, wo die Grenzen unserer Verantwortungs- und Machtsphäre liegen.

Realismus im theologischen Sinn bedeutet aber auch, darum zu wissen, dass das, was uns trägt, größer ist als unsere Vernunft, unsere Erkenntnis und unsere Verantwortung.

Wir werden den umfassenden Frieden nicht schaffen. Es gibt keine direkte Linie von der Vision des umfassenden Friedens zu einem Maßnahmenkatalog. Aber die konkreten Schritte in unserem Verantwortungsbereich sind an der Vision von Frieden und Gerechtigkeit orientiert. Unsere Auf-

gabe ist es, alles in unserer Macht Stehende zu tun, um Gesprächskanäle offenzuhalten, denen, die um friedliche Lösungen ringen, den Rücken zu stärken, konkrete humanitäre Hilfe zu leisten, Traumatisierten und Geflüchteten sichere Räume und Zuflucht zu gewähren und so den Boden dafür zu bereiten, dass Wege der Versöhnung entstehen.

4. Hinsehen. Auch ein zweites Mal. Der Umgang mit sexualisierter Gewalt

Der Umgang und die Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt bleibt ein Schwerpunkt auch künftig. Dabei ist der entschiedene Blick auf das, was Betroffenen angetan wurde und wird und welche Mechanismen der Macht und des institutionellen Zusammenhalts solches begünstigen unsere gesellschaftliche und kirchliche Verantwortung.

Auch angesichts dessen, was mit der Veröffentlichung der Studie in der Erzdiözese Freiburg in der letzten Woche ans Licht kam, sage ich sehr klar: Zu evangelischer Selbstgerechtigkeit gibt es keinen Anlass. Was in Freiburg ans Licht kam, ist die zerstörerische Macht von Institutionen, deren Träger Schulter an Schulter stehen und den Blick für die verloren haben, die ihnen anbefohlen sind.

Diese Macht, dieser Blick der Hirten vorbei an denen, die ihnen anbefohlen sind, ist eine Gefahr für alle Institutionen - auch für die evangelische Kirche.

In unseren Gemeinden und im Religionsunterricht, in der Seelsorge und in Seniorenkreisen, im Konfirmand*innenunterricht und in unseren Gottesdiensten – überall begegnen uns Menschen, denen sexualisierte Gewalt angetan wurde. Nicht nur in der Kirche, sondern auch im sozialen Nahbereich der Schule, der Familie, den Vereinen sind Menschen zu Betroffenen sexualisierter Gewalt geworden. Um dieser Menschen willen müssen wir

uns als Kirche in unserem Reden und Handeln darauf überprüfen, wie das, was wir sagen und tun, in den Ohren von Betroffenen klingt. Wie können wir als Kirche so reden und handeln, dass das, was Menschen mit sexualisierter Gewalt angetan wurde, ans Licht kommt und nicht verschwiegen werden muss? Dass sie spüren: Du bist gesehen und gehört. Dazu gehört auch der sensible Blick dafür, der damit rechnet, dass auch solche Menschen Wunden mit sich bringen, von denen wir es nicht vermuten.

Als Landeskirche haben wir über diesen gesellschaftlichen Auftrag hinaus besondere Verantwortung für die Aufarbeitung sexualisierter Gewalt, die im Rahmen der Kirche geschehen ist. Im Zentrum steht der Blick auf die von sexualisierter Gewalt Betroffenen. Ihr Mut und ihre Bereitschaft, sich auf unterschiedlichen Wegen an die Landeskirche zu wenden ist entscheidend. Die Macht der Scham ist oft noch nach Jahren und Jahrzehnten massiv. Deswegen sind die Wege und Zeiten oft lang, bis Betroffene sich durchringen, die Geschichten ihrer Verletzungen zu erzählen. Es kommt darauf an, mit der Macht der Scham zu rechnen, behutsam und mit offenen Ohren zu hören, was Menschen auch durch in der Kirche Tätige angetan wurde und auch heute noch gelegentlich angetan wird.

Gemeinsam mit der Evangelischen Kirche der Pfalz haben wir im vergangenen Jahr ein Forum für Betroffene durchgeführt. Die Wucht der Wut angesichts des jahrelangen Versagens von Diakonie und Kirche angemessen auf das den Menschen in unterschiedlichen Kontexten zugefügte Leid war massiv. Nur wenn wir uns wirklich den Erfahrungen, der Wut und der noch nach Jahrzehnten wirksamen Scham von Betroffenen aussetzen, sie hören und ernstnehmen und unsere Maßnahmen immer wieder selbstkritisch überprüfen, bleiben wir als Kirche glaubwürdig.

Wir sind als Kirche dann glaubwürdig, wenn wir nicht die Institution in den Vordergrund stellen, sondern wenn wir unsere Aufmerksamkeit den

Betroffenen schenken. Dafür müssen wir an einer Kultur der Grenzachtung und einer gemeinsamen Haltung arbeiten und an einer grundlegenden Sensibilisierung für die Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse und für die oft schleichenden Grenzverletzungen.

Wir müssen als Kirche mit dem Skandal umgehen, dass ein Glied am Leib Christi einem anderen tiefgreifende Wunden zugefügt hat, die oft ein Leben lang nicht heilen. Weder Betroffene noch Täter stehen außerhalb der Kirche. Auch deswegen ist es ein Thema für uns alle, das klare und unabhängige Verfahren braucht, das aber nicht mit Verfahren erledigt ist. Wir sind dringend angewiesen auf die Expertise von Menschen, die sich in dem komplexen Feld auskennen: Traumatherapeut*innen, Verletztenbeistände und Betroffene.

Wir setzen alles daran, dass Menschen, die von sexualisierter Gewalt betroffen sind, bei uns offene Ohren und Herzen finden, dass unsere Verfahren verbessert werden und Aufarbeitung in aller Klarheit erfolgt. Prävention durch Schulung und ein geschärfter Blick für unser kirchliches Handeln und Reden gehören dazu.

Es ist unser aller Aufgabe, dass wir uns den Anliegen und Geschichten von Betroffenen nicht verschließen und dazu beitragen, dass wir in unserer Kirche für eine klare Haltung stehen - um der Betroffenen willen.

Kein Mensch darf zum reinen, gar käuflichen, Objekt der sexuellen Bedürfnisbefriedigung gemacht werden. Sexualität als gute Schöpfungsgabe Gottes ist kein käufliches Gut, sondern Ausdruck der lustvollen Seiten des Menschseins. Dies kann nur im wechselseitigen Einvernehmen zwischen gleichberechtigten Partnern und Partnerinnen geschehen.

5. Der (z)weite Blick für die Überraschungen Gottes



Werfen wir nochmals einen Blick von außen durch das Fenster einer Kirchenruine nach innen und oben ins Weite.

Die Grenzen zwischen drinnen und draußen – so hielt Dorothee Sölle einmal fest – gilt es abzubauen. „Die Hoffenden und Enttäuschten zwingen uns“ dazu. Mit dem Abbruch der Grenzen zwischen Innen und Außen, mit dem Mut zum zweiten Blick auf die, die von der Kirche enttäuscht sind und auf die, die ihre Hoffnung auf die Kirche setzen öffnen wir Fenster für die Überraschungen Gottes. Denn, so noch einmal Sölle:

„Die Zukunft der Kirche hängt ab von ihrer Fähigkeit zur Selbstkritik und Veränderung.“⁵

Zu allen Zeiten hat Gott sich völlig anders gezeigt als es auf den ersten Blick zu erwarten war. Als der erschöpfte und vom eigenen fanatischen Wagemut erschütterte Elia in der Höhle sitzt, braust an ihm das ganze Panorama klassischer Begleiterschei-

nungen zu Gotteserscheinungen vorbei: Sturm, Erdbeben, Feuer – alles mächtige Naturerscheinungen. Aber Gott ist nicht in ihnen. Erst danach, in der absoluten Stille, der „Stimme eines verschwebenden Schweigens“ wie Martin Buber 1 Kön 19, 12 übersetzt tritt Elia in den Eingang der Höhle und wagt sich heraus, mit verhülltem Gesicht. Jetzt hört er das Wort Gottes, die Frage: Was tust du hier, Elia? Propheten in der Höhle mögen in Sicherheit sein, Propheten können sie so nicht sein. Gott spricht in die absolute Stille. Aber erst als Elia die Höhle verlassen hat. Nicht nur der Prophet, auch die Kirche kann sich nicht selbst genug sein, sich nicht abschotten von allen feindlichen Stürmen, von den Erdbeben und den bedrohlichen Feuern. Wir müssen nicht nur die Fenster, sondern auch die Türen offenhalten. Heraustreten, sichtbar werden, hören und zu hören sein.

Noch eines kommt mir beim Blick auf das offene Fenster zum Himmel in den Sinn: Wir dürfen nicht verlernen, Kirchräume zu träumen. Sehr konkret und doch verrückt.

Gerd Theißen, der nüchterne Akademiker, erinnert daran, dass Kirchräume notwendig sind. Deswegen hat er ein ganzes Buch unter diesem Titel veröffentlicht.

Und, so sagte er im letzten Jahr: „Man müsste ein weiteres Buch über die Kirchenrealität hinzufügen, dürfte aber auch in ihm nicht vergessen, dass solche Träume zur Kirchenrealität gehören. Auch wenn die Kirchengeschichte voll von scheiternden Kirchräumen ist, muss man sie immer wieder neu entwerfen und vertreten. Natürlich werden viele dieser Träume vehement abgelehnt, innerhalb von Kirche und Theologie oft mit Absolutheitspathos. Aber solange Menschen leben, haben sie Träume, und solange die Kirche Träume hat, ist sie lebendig.“⁶

⁵ Deutschlandfunk Kultur: Von der Ketzlerin zum Vorbild. Eine Erinnerung an Dorothee Sölle, unter: <https://rundfunk.evangelisch.de/kirche-im-radio/feiertag/von-der-ketzlerin-zum-vorbild-9447> (Abruf 02.04.2023).

⁶ G. Theißen, Kirchräume, 36.

6. Ins Weite gehen und das Weite wagen - mit dem Mut zum zweiten Blick



Angesichts des zunehmenden Schwarz-Weiß-Denkens besteht die Stärke der Kirche darin, den zweiten Blick zu wagen und Komplexitäten zu benennen.

Dazu gehört, dorthin zu schauen, wo sonst niemand hinsieht und denen eine Stimme zu geben, die sonst niemand hört. Rassismus, Sexismus, Antisemitismus - all das sind Phänomene, die in jüngerer Zeit neue Macht bekommen haben. Sie werden befeuert durch Populismus und verschärft durch eine Debattenkultur, die polarisiert.

Hier geht es darum, dass die Kirchen den zweiten Blick wagen und sich der Mühe unterziehen, die konkreten sozialen und gesellschaftlichen Probleme, die sich mit diesen Transformationsprozessen verbinden, differenziert wahrzunehmen.

Dabei besteht die Herausforderung darin, klar Position zu beziehen, wenn rassistische, sexistische oder menschenfeindliche Stimmen laut werden und dennoch nicht selbst in populistische Äußerungen zu fallen, weder im Gewand eigener Schwarz-Weiß-Bilder noch im Gewand von Empörungsdiskursen, die das echte Gespräch und die Auseinandersetzung abschneiden.

Populistische Strategien zeichnen sich dadurch aus, auf emotionalisierte Argumente zu setzen, die den Skandal und Provokation nicht scheuen. Starke Kirchen werden hier für die Unterscheidung zwischen Moral und Moralisation eintreten und emotionalisierte, manipulative und unrealistische Gegensätze zu entlarven.

Die Kirche hat weder die Wahrheit noch Christus als ihren Besitz. Wäre es anders, wäre Christus der Besitz der Kirche, „wenn ihm nichts Unbekanntes, Dunkles, Geheimnisvolles mehr anhaftet, dann ist das Christsein von einer falschen triumphalistischen Sicherheit geprägt, dann sind die Grenzen von drinnen und draußen, von Kirche und Welt, von *us* und *them* klar gezogen, dann wird Gott zu einem Haushaltsgegenstand, dessen man sich bedient.“, so Dorothee Sölle.⁷

Wagen wir noch einmal, einen vorerst letzten, zweiten Blick auf die Ruinen unter dem weiten Himmel.

Das Beste kommt noch. Auch für die Kirche.

Lassen wir uns nicht irre machen.

Aber bleiben wir ihm beharrlich auf den Fersen, probieren aus, lassen uns locken zum Überraschenden, wagen wir hinaus aus den sicheren Mauern der institutionellen Abgeschlossenheit, wagen wir es, die Bedenken vom Tisch zu wischen, gehen wir hinaus ins Weite.

Halten wir die Sehnsucht in uns wach, von der die Losung des heutigen Tages spricht: „*Meine Seele wartet auf den Herrn mehr als die Wächter auf den Morgen*“ (Ps 130,6).

⁷ D. Sölle, Gott denken, 183.



www.ekiba.de

